


Nr. 47. Bydgoszcz/ Bromberg, 27. Februar 1938

# Die Nacht von Havanna.

## Ein Fünf-Autoren-Roman von

**Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.**



Alice blieb flüchtig vor dem Schaufenster stehen, die Beleuchtung brannte nicht mehr; die Stangen der Scherengitter zeichneten sonderbare und ärgerliche Schatten auf das sanfte Gesicht einer oberfränkischen Madonna, die goldschimmernde Seite eines handgeschriebenen Korans und die auserlesen ziselierte Rüstung aus dem Quattrocento. Drei von den vielen schönen und alten Dingen mit denen Lawtons Laden seine Magazine und Schränke zum Bersten gefüllt waren.

In dieser Geschäftsstraße war es jetzt zu Einbruch der Nacht, sehr still; aus dem Vergnügungsviertel, dessen Mittelpunkt der ragende und lichtschleudernde Turm von Radio-City bezeichnete, drang undeutlich Newyorks nie schweigender Lärm. Ein leiser warmer Wind wehte Alice eine Haarsträhne vors Auge. Es wird Frühling dachte sie, tief atmend, und während sie langsam in den Hausgang schritt, zum Hintereingang des Geschäfts, spürte sie, unklar und lockend schon den Dunst des Meeres um sich, in dem sie morgen stehen würde und Sonne, von keinem Hochhaus verschattet, und die dunkle, weiche Stimme Thomas Howards, den sie liebte.

Der Knopf des Flurlichts knackte unter ihrem Finger, sie hörte das leise Summen der Lichtuhr dann wurde es hell. Blinzelnd blieb sie stehen und überblickte den leeren Hausflur. Die Tür des Geschäfts war verschlossen und verriegelt. Mr. Lawton war noch nicht da. Sie öffnete, die Tür schwang lautlos um ihre Angeln und gab den Blick frei in den fast ganz dunklen Hinterraum der immer ein wenig modrig roch, nach Lavendel und trockenen Äpfeln, verschossenen Brokaten und ein wenig Kampfer. Sie zögerte, sofort einzutreten. Ganz stark empfand sie, daß irgend etwas nicht so war wie es sein sollte.

Nicht zum erstenmal kam sie abends in das Geschäft, das sie, die Gehilfin, fast besser kannte als Lawton, der Chef. Nicht zum erstenmal — das sagte sie sich mahnend vor, während sie Licht machte und hinter sich absperrte, — rief Lawton sie mit einem Stadttelegramm abends noch einmal herein um einen späten Käufer zu bedienen. Stunden, die meist anregend und ergötzlich waren in dem leisen und vornehmen aber desto heißeren Kampf des Antiquars mit bevorzugten Kunden. Daß Lawton gerade am Vorabend ihres Urlaubs sie noch einmal hereinbat, wäre erst recht kein Grund gewesen, erregt zu sein.

Auf ihrem Schreibtisch lag noch ein begonnener Katalog, so wie sie ihn verlassen hatte. Die Vorarbeit für diese Versteigerung hatte ihr Freude gemacht; sie bedauerte fast, die Auktion nicht miterleben zu können. Sie nahm eine Gemme in die Hand, hielt sie gegen das Licht; der Onyx schimmerte wie alter zähflüssiger Sherry, fein und zierlich geschnitten war der Kopf der jungen, ein wenig traurigen Frau.

Während das Mädchen so stand, halb über die abgeblendete Lampe auf dem Tisch gebeugt, bot sie ein seltsames Bild. Inmitten von Dingen, die ohne Ausnahme sehr alt waren, stand ein junger Mensch einer vollkommenen anderen Zeit. Mit Bewegungen, die nicht vorsichtig oder von mühevoll anerzogener Grazie waren, sondern bestimmt, zupackend und sparsam. Mit einem Gesicht, das es nicht nötig hatte, die Klarheit seiner Linien, die Reinheit seiner Flächen zu verniedlichen. Kurz war das lichte Haar, das die Lampe golden erschimmern ließ. Schmal, doch kräftig die Gestalt, mit langen Beinen. Eine Frau, die gewöhnt war, ihr Leben selbst zu formen: vielleicht weniger schmiegsam, weniger bequem als andere.

Die junge Deutsche, Waise seit ein paar Jahren und ohne andere Hilfsmittel als ihre Kraft, ihr Wissen, ihren Verstand, hielt sich nicht nur oben, sondern sie war stark genug, dieses nicht einfache Leben als schön, ihr Aufsichselbstgestelltsein als gut zu empfinden. Sie war gern, was und wie sie war. Und darum war sie in diesem Augenblick, in dem sie mit einer leisen unsicheren Angst kämpfte, sehr unzufrieden mit sich selbst. Doch das Gefühl war stärker als sie. Etwas war anders im Leben als sonst. Etwas Fremdes, Unheimliches geisterte in ihm. Warum kam Lawton nicht?

Sie sah auf die Uhr. Es war neun. Lawton ließ sie nun schon mehr als eine Viertelstunde warten; sehr ungewohnt bei ihm, der nie den Chef herauskehrte, stets die Rücksicht selbst war. Während sie nervös eine Lupe nahm, um die geliebte Gemme noch einmal genau zu betrachten, hörte sie im Hausflur ein Geräusch. Endlich, dachte sie. Gott sei Dank! Fast zugleich mit dem Pochen drehte sie den Schlüssel im Schloß. Die Tür sprang auf, unter einem scharfen Druck, der von draußen angewandt wurde, und Alice fuhr zu Tod erschrocken zurück. Der Mann im Türrahmen war nicht Lawton! Sie sah es entsetzt. Dann mit dem zweiten Blick, erkannte sie ihn. Es war Dick Dexter.

Alice konnte in diesem Augenblick eigentlich beruhigt sein. Dick Dexter war kein Fremder — er war der nette Kamerad vieler hübscher Stunden; der gute Junge, mit dem man schwamm, ruderte, Autotouren machte, tanzte, ins Kino ging oder in die Nightclubs — der gute Junge, mit dem man Pferde stehlen konnte. Doch wie er jetzt an der Tür stand, unverhüllte Erregung im zuckenden Gesicht, wie er rasch hereintrat, die Tür hinter sich ins Schloß drückte und absperrte, sah er anders aus als sonst, gefährlich fast, bestimmt aber fremd.

„Ich wollte", begann Dexter langsam und gehemmt, während sie einander bewegungslos gegenüberstanden, die

Gesichter im Halbdunkel des Raumes undeutlich und verschattet, „ich wollte dir adieu sagen, Lissy, ehe du fährst."

Sie schluckte. „Lieb von dir" — es war ihr sehr unlieb — „aber warum kommst du hierher? Wie weißt du überhaupt, daß ich hier bin?" Sie ließ ihm keine Zeit zur Antwort. „Jeden Augenblick muß Lawton kommen mit einem Käufer. Du mußt sofort wieder gehen, Dick."

Sein ruhiges Kopfschütteln weckte einen unbestimmten Argwohn. So fragte sie noch einmal: „Woher weißt du, daß ich hier bin."

Er schüttelte abwehrend den Kopf. „Das ist ja gleichgültig, Lissy. Die Hauptsache ist, ich weiß es — kann dich noch einmal sprechen, ehe du fährst — ohne Störung, allein —".

„Nein, eben nicht, Dick. Jeden Augenblick —"

Er schien sie nicht zu hören. „Ich wollte übrigens gar nicht von dir Abschied nehmen, Lissy. Es ist nicht wahr. Wenn du morgen fährst, mit Howard — ach, ich will nichts gegen ihn sagen, vielleicht kränkt es dich — wenn du morgen mit ihm fährst, ist alles aus zwischen uns. Lissy, ich weiß doch, wie das Spiel geht. Tropennacht auf dem Schiff oder in Havanna — laue Luft und Blumenduft und gedämpfte Musik und spanische Tänze — das wird dich alles ganz und gar einnebeln, und du wirst Howard so sehen wie hier in Newyork niemals. Und am Ende wirst du zurückkommen, verlobt, nicht wahr? Und auch verliebt natürlich — und es ist aus mit uns!"

Sie zwang sich, kalt zu antworten. „Was soll denn aus sein, Dick? Es war ja nichts —"

„Nein? War nichts, wirklich nichts? Daß wir uns geküßt haben —"

„Zwei, drei kleine Küsse, Dick — du kannst sie nicht ernster genommen haben als ich."

„Vielleicht doch. Vielleicht ernst genug, um zu hoffen, es würde sehr viel mehr, unendlich viel mehr daraus werden. Ich habe freilich nicht geglaubt, daß wir heute oder morgen heiraten würden — aber gehofft habe ich wohl, daß irgendwann einmal —"

Sie schluckte. In seiner Stimme war plötzlich strömendes Gefühl, viel mehr, als sie je von ihm erfahren, als sie ihm zugetraut hatte. „Du hast dich geirrt, Dick", antwortete sie leise, „oder — vielleicht hast du zu lange gewartet —"

„Das gibt es nicht!" Er brach heftig los, die Fäuste geballt vor der Brust. „Das darf es nicht geben! Du sollst nichts gewußt, nichts gespürt haben —? Das glaub' ich dir nicht. Jetzt, jetzt irrst du dich! Was hoffst du bei Howard zu finden? Sicherheit vielleicht, angenehm temperiertes Gefühl, Sympathie — das ist doch das äußerste, nicht? Liebe — wie kannst du ihn lieben, der bald zwanzig Jahre älter ist als du — wie kann er dich lieben, der alt ist, ausgebrannt. —"

„Bitte, Dick!" Sie hob ein wenig die Hand, ließ sie langsam und hilflos wieder sinken. „Bitte, Dick, hör auf. Heute ist es nicht mehr möglich etwas zu ändern. Ich bin keine Wetterfahne. Kann mich nicht von heut auf morgen ganz und gar umstellen. Und — ich will es auch gar nicht!"

„Du willst es nicht?" wiederholte er klanglos. Sein Gesicht verfiel. „Du willst es nicht —". Er setzte sich, wie plötzlich kraftlos geworden, langsam in einen Sessel. Dann zündete er sich eine Zigarette an. „Ich weiß nicht, was ich dir noch sagen soll — du mußt doch spüren, daß ich dich liebe — du kannst das doch nicht einfach wegschieben —".

Sie stand auf. Sie vermochte es nicht mehr zu ertragen. Noch niemals, so lange sie ihn kannte, hatte er solche Worte gefunden. Worte, die fast stark genug waren, sie zu bewegen. Während sie nach etwas Beschwichtigendem und zugleich Verabschiedendem suchte, sprang er auf und stand plötzlich ganz dicht vor ihr.

„Ich erlaube es nicht", seine Stimme war heiser vor unterdrückter Wut und Begierde, „ich erlaube es nicht! Du gehörst zu mir — nicht zu Howard. Du wirfst dich weg an einen alten Mann, wenn du zu ihm gehst! Komm lieber mit mir! Ich muß verreisen — heute abend noch. Dein Billett tauschen wir um, nehmen ein anderes — komm mit mir, Lissy!"

Er hatte den Arm um ihre Schulter geschlungen, und zwang sie vorsichtig, mit ihm in gleichmäßigen ruhigen langen Schritten im Raum auf und ab zu gehen, und sprach jetzt heiter und gelassen, als überredete und tröstete er ein Kind. „Du kommst mit mir — wir fahren weit fort — weit genug, dich diesen Laden hier vergessen zu lassen und alle Howards der Welt — wir wollten doch ohnehin zusammen fahren, weißt du das nicht mehr? Du hattest mir versprochen, wir würden deinen Urlaub zusammen verbringen, irgendwohin fahren mit meinem Wagen — ins Felsengebirge vielleicht — oder ans Meer — in die Prärie — oder an die Salzseen — so viele Karten haben wir gewälzt, so viele Führer — weißt du das alles nicht mehr?"

Sie machte sich mit einem Ruck frei, blieb stehen.

„Nichts davon werde ich tun, Dick, nichts davon. Ich werde morgen früh mit Howard und seiner Schwester nach Havanna fahren. Ich werde —"

Sie brach plötzlich ab, stand eine Sekunde horchend. Dann stammelte sie, in tödlichem Schreck erblaßt, etwas Unverständliches, packte Dexter und schob ihn in den dunklen Laden hinüber. Gedeckt durch die Portiere, vom rückwärtigen Raum aus unsichtbar, stand er und regte sich nicht, während sie rasch wieder in das Hinterzimmer ging.

Ehe sie die Tür erreichte, ging diese auf. McNab, der Wächter, schob sich schief herein, vorsichtig und geduckt, die Pistole in der Hand, den Schein der Stablampe ihr grell ins Gesicht schleudernd. „Miß Lißner," lachte er dann, blendete ab, sicherte die Pistole und steckte sie mit einem beschämten Ausdruck weg. „Einbrecher habe ich vermutet — daß Sie hier sind —"

„Ja, i c h bin hier." Sie war zu erregt, um den kleinen Schwatz mit dem alten Schotten zu halten, auf den er sich schon gewohnheitsmäßig einzurichten schien „Ich habe noch zu arbeiten, Mac. Stechen Sie bitte rasch die Uhr."

McNab brummte etwas, ging plattfüßig zur Stechuhr und waltete seines Amtes. Nach seiner Gewohnheit ließ er, ehe er ging, einen hurtigen Blick durch den Raum schweifen. Auf Miß Lißners Schreibtisch trieb sich, wie gewöhnlich, eine Menge Papierkram herum. Ein paar Dinge lagen dazwischen, ungefaßte Steine oder was es für Zeug war; eine Vitrine war nicht abgeschlossen, sondern der Schlüssel steckte. „Sie vergessen nicht, dort abzuschließen, ehe Sie gehen —?" mahnte McNab. Alice schüttelte mit einer ihm ganz ungewohnten Ungeduld stumm den Kopf. Sie schien sehr nervös zu sein. Sie hat auch geraucht, schnupperte McNab und wunderte sich, denn er hatte sie noch nie rauchen sehen. Er wurde verlegen, und je verlegener er wurde, desto schwerer fiel es ihm, einen Abgang zu finden. Er schob sich krumm zur Tür, hielt bei einer ziselierten Streitaxt an und musterte sie. „Nett, so was auf den Schädel zu kriegen, eh —?" brummte er, bekam keine Antwort, knurrte einen lahmen Gruß und verzog sich. Eine kleine Weile hörten sie seinen Schritt im stillen Haus, dann wurde es wieder ganz still.

Ein keuchender Seufzer des Mädchens wehte durch den Raum. Sie spürte von dem ungeheuren Schreck waren ihre Knie weich wie Watte. Wenn das Lawton gewesen wäre mit dem fremden Käufer — und Dick versteckt vorn im Laden! Er mußte fort, auf der Stelle fort! Sie war vor Angst außer sich geraten, während McNab herumgeschnüffelt hatte. Sie ertrug das nicht mehr.

„So", sagte Dexter plötzlich und trat wieder in das Hinterzimmer, „das wäre also das".

In seinen Augen war keine Bitte mehr, sondern eine bedrohliche Sicherheit, hinter der Alice eine unmittelbare, unbegreifliche Gefahr witterte.

„Wie meinst du das?" fragte sie unruhig.

„Nun, der Kerl mußte erst durch sein. Jetzt haben wir Zeit, sehr viel Zeit."

„Zeit? Wozu noch? Außerdem muß doch jeden Augenblick Lawton kommen — du mußt gehen!"

„Lawton kommt nicht." Er lächelte breit.

„Lawton kommt nicht? Was soll das heißen?"

„Daß das Telegramm von mir war, mein Kind."

„Von dir? Was in aller Welt —?"

Dexter spielte mit dem Schlüssel, den er von der Tür abgezogen hatte und ließ ihn dann mit einer langsamen und auffälligen Bewegung in die Tasche gleiten. „Von mir, mein Kind. Ich mußte dich heute abend sprechen."

„Und dazu lockst du mich hierher? Hättest du nicht —?"

„Nein, ich hätte nicht. Denn ich mußte dich gerade hier sprechen." Er ging langsam durch den Raum, blieb unter der Streitaxt stehen, die McNabs Aufmerksamkeit erregt hatte, und klimperte mit den Nägeln auf dem klingenden Stahl. „Bist du eigentlich hier glücklich, Lissy? Unter all dem alten Kram? Bilder und Spazierstöcke, Vasen und

Tassen und Rubinglas — und viel, viel Muff und Moder. Bist du hier glücklich?" Sie antwortet nicht. „Ich weiß, du bist eine Deutsche, hast daheim deinen Doktor gebaut und hier noch einen master of arts und bist entsetzlich gelehrt. Haben sie dir damit alles Gefühl aus dem Kopf hinausgeschwemmt?" Er stand dicht bei ihr, berührte leise die zarte Stelle hinter ihrem feinen Ohr. „Weißt du wirklich nicht, Kind, was ich will?" murmelte er.

Sie schluckte krampfhaft. „Ich hoffe, ich weiß es nicht", stammelte sie.

„Nein? Dann muß ich es dir eben sagen. Ich muß weg. Verstehst du? Sofort weg. Sie sind hinter mir her. Die Polizei. Hast du wirklich geglaubt, jemand, der mal ein Auto hat und mal nicht, mal die Taschen voll Geld und mal keinen roten Cent, mal ungemessen viel Zeit und mal gar keine — hast du wirklich geglaubt, bei dem sei alles in Ordnung? Ich muß weg. Du wirst mit mir fahren. Und als Reisegeld werden wir uns hier ein paar nette kleine Sächelchen aussuchen."

(Fortsetzung folgt.)

# Das Spinett.

**Skizze von Martin Beheim-Schwarzbach.**

Eine der großartigsten und rührendsten Kompositionen, welche hier nicht mit Namen genannt zu werden braucht, verdankt ihre Entstehung nicht jenem Musiker allein, dessen Namen nun auf ihren Noten vermerkt ist, sondern einem geisterhaften Helfer; und wer weiß, mit wievielen Werken dieser schönsten und geheimnisvollsten aller Künste es ähnlich bestellt ist?

Ein Jüngling namens Emanuel, dessen Leben der Musik geweiht war, hatte sich entschlossen, eine Kammer zu mieten, die in einem großen, alten Hause der Vorstadt unmittelbar neben den Dachboden gelegen war. Dorthin schaffte er die wenigen Habseligkeiten, die der Pfändung durch seinen früheren Hauswirt noch entgangen waren, und leider befand sich das Klavier, auf dem er seine Phantasien und Kompositionen auszuführen pflegte, nicht mehr darunter, denn um genau zu sein: es hatte ihm niemals gehört, die letzte Rate des Kaufpreises war unbezahlt geblieben.

Wenn nun auch Emanuels Siebensachen geringen Wert hatten, nahmen sie doch mehr Raum ein als die enge Kammer erlaubte; und so begab er sich am Tage seines Einzuges auf den ungemein geräumigen Dachboden, um zwei oder drei Kisten und Kästen, die ihn störten, dort unterzustellen.

Plötzlich mußte er bemerken, daß er nicht allein war. In einem Winkel des Bodens, schräg unter einer Luke, die von Staub und Spinngewebe so verhangen war, daß sie den Tag kaum noch durchließ, saß ein alter Mann mit dem Rücken gegen den Eindringling, aber er hatte den Kopf so herumgedreht, daß er Emanuel aus großen und etwas zerstreuten Augen voll ins Gesicht blickte. Vor sich hatte er auf einem Tisch, zwischen allerhand beiseitegeschobenen Kästen und Paketen, Schachteln und Büchern ein altertümliches Spinett stehen, dessen Tasten aufgeschlagen waren, und er verharrte in einer Stellung, als habe er gerade eben aufgehört, darauf zu spielen. Er trug eine sehr altmodische Kleidung und einen ziemlich verwilderten weißen Bart, aber seine Gesichtszüge waren edelgeschnitten und seine Stirn hoch und bedeutend.

Emanuel stand reglos wie eine Bildsäule und starrte dem Mann wie einer Erscheinung entgegen, und allmählich wurde ihm immer klarer, daß er es mit einem übernatürlichen Wesen zu tun haben müsse, glaubte er doch zu erkennen, daß die Konturen des Tisches und der dahinter befindlichen Gegenstände durch den alten Mann hindurchschimmerten; und endlich gewahrte er auch, wie die hageren Finger sich kunstvoll auf den Tasten bewegten, doch ohne einen Ton hervorzubringen. Da schritt er rückwärts aus dieser sonderbaren Stätte hinaus, gefolgt von den milden und zerstreuten Blicken des Spinettspielers, und war froh, als er die Tür hinter sich zugezogen hatte und sich in seiner Kammer befand.

Hier versank er in tiefes und furchtsames, aber auch sehnsüchtiges Grübeln. Jetzt war es nicht so sehr der alte Mann mehr, der ihn beschäftigte, sondern das Spinett, worauf er gespielt hatte. Es war eines von denen, wie man sie vor etwa dreihundert Jahren benutzt hatte, klein und überaus primitiv, etwa fünf Fuß lang und zwei Fuß breit, und ohne Beine, so daß man es zum Spielen auf einen Tisch setzen mußte. Dem armen Musiker wohnte mehr als eine Melodie in der Brust, ohne daß er sie auf einem Instrumente ausführen konnte; wie, wenn dieses Spinett herrenloses oder vergessenes Gut war und ihm zum Komponieren dienen könnte? Während er noch so saß und in den Abend hinein sann, ertönten plötzlich einige Klänge und Akkorde, welche die ungewohnt zierliche Klangfarbe eines alten Spinetts trugen, durch die Wände, so leise, daß sie dem Lauscher vor seinem eigenen Atem zu vergehen schienen. Nicht lange, so konnte er vernehmen, wie sich diese Töne, nach einigem Präludieren und Phantasieren, zu einer Melodie von betörender Lieblichkeit und Innigkeit zusammenfügten; aber kaum hatte er ihr Motiv, das seinesgleichen an Schönheit nicht fand, begriffen, als er jäh aus diesem wunderbaren Genuß gerissen ward.

Einige Freunde traten bei ihm ein, um seinen Umzug mit ihm zu feiern und ihn über sein mancherlei erlittenes Mißgeschick zu trösten. Sie hatten Wein mitgebracht, und da sie alle gleichen Sinnes und Geistes waren wie er, stellte bald jene gemeinsame Stimmung von Wehmut, Freundschaft und der Hoffnung auf das Schöne sich ein, wie sie edle Naturen zu einen vermag. Die Musik aber war von dem Augenblick an, da Emanuel sich nicht mehr allein befand, verstummt, und vergebens suchte er sich ihr zauberisches Motiv im Geiste zurückzurufen.

Nach dem Grund seiner Versunkenheit befragt, erzählte er den Freunden sein Erlebnis. Anfangs glaubten sie es ihm nicht; endlich aber beschlossen sie, das Spinett herüberzuschaffen und zu erproben. Emanuel zeigte sich furchtsam und riet es ihnen ab; sie aber bestanden darauf, ließen sich den Ort beschreiben, gingen mit einer Kerze auf den Boden und schafften wirklich das Instrument ungehindert in Emanuels Kammer. Freilich erwies es sich als wenig brauchbar. Einige Tasten klemmten, einige Saiten fehlten, und die vorhandenen Töne klangen unrichtig und leer. Emanuel glaubte nun selbst, geträumt zu haben, und suchte sich alles, die Erscheinung und die Melodie, aus dem Kopf zu schlagen.

Spät nach Mitternacht verließen ihn die Freunde. Er streckte sich auf sein Lager, der Wein hatte sein Gemüt schwindlig und schweifend gemacht, die Gespräche aber seinen Geist angeregt, und lange konnte er keinen Schlaf finden. Hin und wieder verfiel er aufs neue darauf, nach der vernommenen Melodie zu suchen, ja, er nahm sogar Notenpapier und Bleistift zur Hand, um sie kunstgerecht aufzuzeichnen, aber vergebens. Schließlich sank er darüber in den Schlaf.

Als er am späten Morgen erwachte, war ihm, als habe er soeben erst die Melodie, die er so sehnlich gesucht, auf dem fehlerlos klingenden Spinett vorgetragen, mit allen Akkorden und Variationen, die dazu gehörten und es zu einem erlesenen, einem unvergleichlichen Kunstwerk machten. Alles hatte er mühelos beherrscht, und erst der Augenblick der höchsten Meisterschaft, die ihm jemals gewährt gewesen, abgeschnitten. Da richtete er sich seufzend im Bett auf, und nun fiel das Notenblatt, worauf er gestern geschrieben hatte, von seiner Brust, und als er es in die Hand nahm, sah er, daß es ihrer mehrere waren, und daß sie dicht an dicht mit Noten in seiner eigenen Handschrift bedeckt waren. Er begann sie voller Verwunderung zu studieren und erkannte, daß er eine fertige und sehr kunstvolle Komposition vor sich hatte, ohne die geringsten Streichungen und Verbesserungen, deren es doch sonst immer bedurfte, und mit Wendungen und altertümlichen Schnörkeln, die er sonst nicht beherrschte. Er erkannte auch das Motiv, das gestern in seinen Ohren geklungen, darin wieder, und allmählich ging ihm auf, daß ein unbekannter Meister sich seiner Hand bedient hatte, um der Welt eine der schönsten Weisen mitzuteilen, die sie wohl je kennengelernt hatte.

Da das Spinett so unbrauchbar war wie am Abend zuvor, stürzte Emanuel zu einem Freunde, um ihm die Komposition vorzuspielen. Alle Hoffnungen, die an diesem Morgen in seiner Brust angefacht waren, wurden erfüllt, ja weit übertroffen. Die Komposition machte die Runde unter den Freunden, danach unter den Lehrern, Kennern

und Gönnern und endlich in der Öffentlichkeit. Sie brachte dem Jüngling hohe Bewunderung und den erträumten Ruhm, ja sogar Geld ein, und von hier ab begann seine Laufbahn. Er brachte noch manches wertvolle Werk zu Papier, das seinen Namen in die Welt trug, aber niemals erreichte er wieder die geheimnisvolle Höhe jenes ersten, ihm gnädig geschenkten.

# Frau Lincoln wirft mit Kaffeetassen!

**Erstaunliche Enthüllungen über das Ehedrama des großen USA-Präsidenten.**

**Durch eine soeben in USA erfolgte Veröffentlichung wird das Familienleben des Präsidenten Abraham Lincoln in ein vollkommen neues Licht gerückt.**

Als Befreier der Negersklaven ist Lincoln in den Vereinigten Staaten eine volkstümliche Gestalt geworden. Über sein persönliches Leben — besonders sein Familienleben — war bis jetzt nur sehr wenig bekannt. Ein amerikanischer Historiker hat jetzt auf Grund bisher unveröffentlichten Materials die erste ausführliche Biographie Lincolns geschrieben und damit das größte Aufsehen erregt. Besonders in der amerikanischen Frauenwelt! Denn es stellte sich heraus, daß der Staatsmann, dessen festen Charakter alle seine Gegner fürchteten, im Familienleben alles andere als ein Held war.

Abraham Lincoln begann seine Laufbahn als Rechtsanwalt in Springfield. Dort lernte er Mary Tod kennen, die später seine Frau wurde. Mit bewundernswerter Offenheit gab Frau Mary zu, daß sie niemals ihren Mann richtig geliebt hat, sondern sie ihn heiratete, nur um sich an einem Tänzer, einem gewissen Stewe Douglas zu rächen, der sie sitzen ließ. Das erfuhr Lincoln freilich erst bedeutend später. Bereits am Hochzeitstag warf Frau Mary ihrem Mann eine Kaffeetasse ins Gesicht, was Lincoln mit einem verbindlichen Lächeln quittierte. Er sprach weiter mit seiner Tischdame und bat sie nur, einen Kaffeefleck aus ihrem Gesicht wegzuwischen. Frau Mary genierte sich auch sonst nicht, in Gesellschaft ihren Mann recht eigenartig zu behandeln. Sie nannte Lincoln, den man noch zu Lebzeiten als den größten und klügsten Bürger der Staaten pries, einen Esel und einen untüchtigen Burschen. Einmal sagte Lincoln: „Meine Frau wird von Tag zu Tag schlimmer. Sie verwandelt sich in einen richtigen Teufel.“ Frau Mary behandelte alle Damen, die unter ihrem Rang standen, mit beleidigendem Hochmut. Als Protest bildeten die Damen den berühmten „Klub des Schweigens“. Alle Mitglieder des Verbandes verpflichteten sich, in Anwesenheit der Frau des Präsidenten kein Wort zu reden.

Als Frau Mary während des Bürgerkrieges ihren Mann in einem Gespräch mit der Frau des Generals Grant fand, stürzte sie zu der vermeintlichen Rivalin und rief ihr zu: „Niemand darf allein mit dem Präsidenten sprechen. Ich verstehe freilich, daß Sie den Wunsch haben, die erste Dame der Staaten zu werden.“ Obwohl Frau Mary einstimmig zu der häßlichsten Frau der Staaten erklärt wurde, war sie in unbeschreiblicher Weise verschwenderisch. Sie umgab sich mit einem unerhörten Luxus und steckte tief in Schulden. Als Lincoln zum zweiten Mal Präsident wurde, hatte er 20 000 Dollar Schulden, für die damaligen Begriffe eine hohe Summe. Lincoln selbst war äußerst bescheiden und brauchte für sich kaum einen Dollar pro Tag. Als der Präsident nicht mehr die Schulden seiner Frau bezahlen wollte, überhäufte sie ihn mit den schwersten Vorwürfen.

Nach der Ermordung Lincolns im Jahre 1865 scheute sich Frau Mary nicht, ihren toten Gatten noch zu verunglimpfen. Während sich ganz Amerika in tiefer Trauer befand, machte Frau Mary ein Geschäft, indem sie einem bekannten Newyorker Warenhaus Hemden ihres ermordeten Gatten für 40 000 Dollar verkaufte — die Nachfrage nach Gegenständen aus Lincolns Besitz war nämlich so groß, daß das Warenhaus sich ein glänzendes Geschäft versprach. Ein Freund des Präsidenten Seward erfuhr von dem unwürdigen Handel und kaufte die Hemden für 50 000 Dollar zurück. Dennoch fuhr Frau Mary Lincoln fort, Sachen ihres Mannes zu verkaufen, womit sie 300 000 Dollar verdiente. Sie starb einsam und verlassen in Springfield — 15 Jahre später.



## Bunte Chronik



**Senatoren duellieren sich!**

Bei einem Tee für die römische Presse in Paris gab der bekannte Senator Bérenguer die Erzählung von einem merkwürdigen Duell zum besten, das sich vor einiger Zeit in aller Stille zwischen zwei namhaften Pariser Senatoren abgespielt hat. Senator Lacroix, der Beleidiger, verstand keinen Schlag von den Regeln der Fechtkunst und begab sich am Vorabend des entscheidungsreichen Duellmorgens zu einem Fechtmeister, um wenigstens die Grundregeln noch zu erlernen. Meister Baudrix wußte Rat für den Unglücklichen und lehrte ihn anstatt aller Paraden ausschließlich die Verteidigungsschläge. Er schärfte ihm ein: „Vor allen Dingen beugen Sie sich nicht vor. Lassen Sie das Ihren Gegner, Senator Lentilhac, besorgen. Sie brauchen nichts anderes zu tun, als Ihre Verteidigung nicht außer acht zu lassen.“

Am nächsten Morgen standen sich die beiden Gegner mit gezückten Degen gegenüber. Lentilhac machte die größten Anstrengungen, Herrn Lacroix den Degen in den Leib zu stoßen, während Lacroix mit gleicher Geschicklichkeit und stolzer Zurückhaltung die Regeln seines Lehrmeisters befolgte, sich keine Blöße gab, keinmal angriff und auf diese Weise jeden gefährlichen Ausfall Lentilhacs abwies. Das Duell währte bereits über eine halbe Stunde. Die Sekundanten schüttelten die Köpfe. Plötzlich hatte Lacroix einen Einfall. Als sein Gegner jede Deckung außer acht ließ, streckte er seinen Arm weiter als üblich aus und berührte mit der Degenspitze die Brust des Gegners. Die Sekundanten brachen darauf das Duell ab und versöhnten die beiden Senatoren, obwohl sich keiner den Sieg zuschreiben konnte.

Lacroix äußerte nach seiner Rückkehr zu seinen Freunden: „Schade, daß der Kampf abgebrochen wurde. Ich war mitten im schönsten Satz, und man hat mich beim Komma aufgehalten.“



## Lustige Ecke





„Daß wir hier im Gefängnis nicht gut leben sollten, stimmt aber nicht. Seit ich hier bin, habe ich 85 Pfund zugenommen!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.